

ZWISCHEN SCHWELLE UND SCHATTEN



CHRONIKEN EINES HAUSES

— ❖ —
NESRIN DEMIRCAN

— ❖ — BAND 1 — ❖ —

ZWISCHEN SCHWELLE UND SCHATTEN



CHRONIKEN EINES HAUSES

NESRIN DEMIRCAN

BAND 1

Impressum

Autorin Nesrin Demircan

E-Mail softgroundtherapy@gmail.com

Titel Zwischen Schwelle und Schatten Band 1

© 2026 Nesrin Demircan Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne ausdrückliche Zustimmung der Autorin unzulässig. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen sowie die Speicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Hinweis zur Nutzung Künstlicher Intelligenz

Bei der Erstellung dieses Werkes wurden teilweise Technologien der Künstlichen Intelligenz eingesetzt. Zur Unterstützung bei der Texterstellung sowie bei der Erstellung visueller Inhalte wurde unter anderem OpenAI (ChatGPT sowie DALL·E) verwendet.

Die inhaltliche Verantwortung, Auswahl, Bearbeitung und finale Gestaltung liegen vollständig bei der Autorin.

Hinweis zu Inhalten und Darstellung

Die in diesem Werk dargestellten Inhalte, Personen und Situationen dienen der Veranschaulichung psychologischer Zusammenhänge. Sie sind teilweise fiktionalisiert oder allgemein gehalten und stellen keine Darstellung realer Personen dar.

Etwaige Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind rein zufällig.

Ich stehe in der Marzipangasse 11, eingeklemmt zwischen einer alten Änderungsschneiderei, die seit Jahren nur noch zweimal die Woche öffnet, und einem kleinen Kiosk, dessen Besitzer bis heute behauptet, er würde „nur ganz kurz“ rauchen gehen, obwohl er jedes Mal mindestens vierzig Minuten verschwindet. Meine Mauern sind alt, älter als die meisten Menschen, die heute durch meine Flure laufen, älter als manche Familiennamen auf den Klingelschildern, und manchmal knacken meine Balken nachts so laut, dass neue Bewohner glauben, ich würde reden. Vielleicht tue ich das sogar. Häuser reden nur langsamer als Menschen.

Errichtet wurde ich im Frühjahr 1921, als die Straßen hier noch nicht richtig gepflastert waren und Pferdewagen mehr Dreck als Menschen transportierten. Helmut Rosenberg war damals siebenundzwanzig Jahre alt, hatte große Hände, ständig Staub im Haar und die feste Überzeugung, dass ein Haus etwas Ehrliches sein müsse. Kein Prunkbau für reiche Leute, kein kalter Betonklotz, sondern ein Ort, in dem Menschen leben, streiten, Kinder bekommen, altern, sich lieben und irgendwann verschwinden. Sein Vater Gustav stand oft neben ihm und sagte, ein gutes Haus müsse alles aushalten können: schwere Winter, laute Familien, schlechte Zeiten und Menschen, die glauben, ihre Geheimnisse würden hinter Türen unsichtbar werden. Gustav irrte sich nur in einem Punkt. Türen verstecken gar nichts. Sie verzögern höchstens, bis jemand genauer hinhört.

Ich habe Generationen kommen und gehen sehen. Männer, die nach Kohle rochen und ihre Frauen im Hausflur küssten, bevor sie zur Frühschicht gingen. Kinder, die Kreidezeichnungen auf meine Mauern malten und schworen, sie seien das natürlich nicht gewesen. Frauen, die nachts heimlich am Küchenfenster rauchten, obwohl sie tagsüber behaupteten, längst aufgehört zu haben. Jugendliche, die ihre erste Liebe im Treppenhaus küssten und dabei glaubten, niemand würde sie hören, obwohl mein ganzes Gelände davon wusste. Ich kenne den Klang von Liebeskummer genauso gut wie den Geruch von angebrannten Kartoffeln. Ich erkenne an Schritten, ob jemand glücklich nach Hause kommt oder nur hofft, dass in seiner Wohnung heute niemand schreit.

In meinen sechs Wohnungen lebten Menschen, die nach außen völlig normal wirkten, genau wie all die Menschen, die man morgens beim Einkaufen trifft, denen man kurz zunickt und über die man später vielleicht sagt: „Ach, die wirkt irgendwie komisch“, obwohl man keine Ahnung hat, was hinter ihren Augen passiert, sobald sie ihre Wohnungstür schließen. Ich habe Männer erlebt, die draußen laut lachten und drinnen minutenlang regungslos in der Küche saßen, weil sie nicht wussten, wie sie noch weitermachen sollten. Frauen, die Besuch immer perfekt geschminkt öffneten und nachts trotzdem lautlos im Badezimmer weinten, damit ihre Kinder es nicht hörten. Kinder, die im Treppenhaus tobten und in ihren Zimmern plötzlich ganz still wurden, sobald bestimmte Schlüssel im Schloss zu hören waren.

Und glaub bloß nicht, dass ich nur die traurigen Dinge sehe. Häuser erleben alles. Ich weiß bis heute nicht, wer jahrelang Popel hinter den Heizkörper im zweiten Stock schmierte, obwohl ich einen starken Verdacht gegen den kleinen Ben aus Wohnung drei hatte. Ich erinnere mich an Frau Krüger, die ihrem Nachbarn aus Rache Mehl in den Briefkasten schüttete, nachdem er drei Wochen lang jeden Sonntag Schlagzeug übte und dabei so tat, als würde man Talent hören. Ich habe erlebt, wie Kinder bei fremden Wohnungen klingelten und schreiend davonrannten, während ihre Mütter später empört behaupteten, ihre Engel würden „so etwas niemals tun“. Menschen lügen erstaunlich oft in Häusern. Vor allem bei den kleinen Dingen.

Manchmal glaube ich, Menschen unterschätzen, wie viel Wände mitbekommen. Sie denken, Geheimnisse verschwinden, sobald Gardinen zugezogen werden oder Stimmen leiser werden. Aber ich höre die Dinge zwischen den Worten. Ich merke, wenn jemand plötzlich anders läuft. Wenn eine Wohnung nach Einsamkeit riecht. Wenn jemand immer länger unten vor der Haustür stehen bleibt, bevor er hochgeht. Wenn Streit nicht laut, sondern gefährlich still wird. Wenn Liebe langsam aus einer Wohnung auszieht, lange bevor einer der Menschen es zugibt.

Und trotzdem mag ich Menschen. Vielleicht gerade wegen ihrer seltsamen Art, gleichzeitig stark und zerbrechlich zu sein. Wegen ihrer kleinen Gewohnheiten. Wegen all der Dinge, die sie abstreiten würden, obwohl fast jeder sie kennt. Heimlich nachts essen. Im Streit extra laut Geschirr

hinstellen. Durch den Türspion schauen und dann so tun, als wäre man nicht da. Warten, obwohl man längst wissen müsste, dass niemand mehr kommt. Sich verlieben in Menschen, die nicht guttun. Dinge sagen wie „Ist schon okay“, obwohl absolut gar nichts okay ist.

Ich bin kein besonderes Haus. Meine Heizungen klopfen manchmal zu laut, mein Dachboden riecht nach Staub und vergangenen Jahrzehnten und im Winter zieht es im dritten Stock immer ein bisschen durch die Fenster. Aber vielleicht erzählen gerade gewöhnliche Häuser die wichtigsten Geschichten. Nicht die Villen. Nicht die Paläste. Sondern Häuser wie ich, in Straßen wie der Marzipangasse, wo Menschen versuchen, irgendwie durchs Leben zu kommen, während hinter jeder Tür eine andere Wahrheit wartet.

Und glaub mir: Ich habe sie alle gesehen.

1. Die Frau mit dem „zu einfachen“ Mann

Alina kannte ich schon, bevor andere anfangen, ihren Namen mit Respekt auszusprechen, bevor sie diesen schönen Wagen fuhr, der abends so leise vor meiner Tür zum Stehen kam, bevor ihre Absätze auf meinen Treppen klangen wie etwas, das seinen Platz im Leben gefunden hatte, bevor Menschen im Hausflur sagten, sie habe es wirklich zu etwas gebracht, und bevor sie selbst gelernt hatte, beim Betreten einer Bankfiliale so ruhig zu wirken, als könne nichts und niemand sie aus der Fassung bringen.

Ich kannte sie noch als junges Mädchen mit einer etwas zu großen Bluse, einer schmalen Tasche über der Schulter

und diesen glänzenden Schuhen, die sie am Anfang ihrer Ausbildung fast jeden Morgen unten vor meiner Haustür kurz mit einem Taschentuch abwischte, auch wenn gar kein richtiger Schmutz daran war, weil sie damals schon dieses Bedürfnis hatte, ordentlich zu wirken, vorbereitet, ernst zu nehmen, als dürfe niemand sehen, dass sie innerlich noch viel jünger war, als ihre Kleidung behauptete.

Damals wohnte sie noch nicht allein in einer meiner Wohnungen, sondern kam oft zu ihren Eltern, die im ersten Stock lebten, und ich erinnere mich an diese frühen Morgen, an denen ihre Mutter ihr noch eine Brotdose in die Tasche schob, obwohl Alina längst sagte, sie sei doch kein Kind mehr, und an ihren Vater, der im Flur manchmal so tat, als müsse er nur zufällig auch gerade hinaus, obwohl ich genau wusste, dass er nur sehen wollte, ob seine Tochter gut loskam.

Alina war nie eines dieser Mädchen gewesen, die leichtfertig mit Geld umgingen, und vielleicht merkte ich mir das gerade deshalb so genau, weil in Häusern wie mir oft sehr viel Geld durch Türen getragen wird, ohne dass es bleibt; bei ihr aber hatte jedes kleine Stück davon einen Ort, eine Bedeutung, einen Plan, und wenn am Monatsende ihr Ausbildungsgehalt kam, hörte ich schon an ihren Schritten, dass sie anders nach Hause kam, ein bisschen schneller, ein bisschen heller, nicht übermütig, aber mit dieser stillen Freude, die junge Menschen haben, wenn sie zum ersten Mal spüren, dass sie sich etwas Eigenes erschaffen.

Sie kaufte sich damals keine großen Dinge, keine teuren Taschen, keine auffälligen Kleider, nichts, womit sie anderen hätte zeigen können, dass jetzt Geld auf dem Konto war, sondern legte kleine Scheine in Umschläge, beschriftete sie ordentlich, steckte Münzen in ein altes Glas auf der Fensterbank und sparte wochenlang auf Dinge, die andere vielleicht unspektakulär gefunden hätten, einen guten Wintermantel, eine schlichte Lederbörse, ein Parfum, das nicht nach Mädchen roch, sondern nach Frau, eine Armbanduhr mit hellem Zifferblatt, die sie später so oft trug, dass ich irgendwann glaubte, dieses leise Klicken des Verschlusses gehöre zu ihren Morgen dazu.

Und trotzdem, so vorsichtig sie mit sich selbst war, so streng sie manchmal wirkte, gab es in ihr von Anfang an diese weiche Stelle, die sie nicht jedem zeigte, aber die ich kannte, weil Häuser Dinge sehen, für die Menschen zu beschäftigt sind.

Immer wenn ihr kleines Gehalt kam, brachte sie auf dem Heimweg Futter für die Straßenkatzen mit, nicht viel, manchmal nur diese kleinen Dosen aus dem Supermarkt oder eine Tüte Trockenfutter, die sie unten neben dem Seiteneingang öffnete, während sie sich umsah, als wäre es ihr ein bisschen peinlich, dabei gesehen zu werden, und die Katzen wussten irgendwann genauso gut wie ich, wann Geld auf Alinas Konto gewesen war, denn dann saßen sie schon vor der Mauer, als hätten sie einen Kalender.

Einmal hatte sie zu ihrer Mutter gesagt, sie könne nicht die ganze Welt retten, aber ein paar hungrige Mäuler vielleicht

schon, und ihre Mutter hatte gelächelt und ihr über die Haare gestrichen, während Alina so tat, als sei ihr das unangenehm, obwohl sie kurz ganz still geworden war, wie Menschen still werden, wenn sie Zärtlichkeit brauchen, aber nicht darum bitten wollen.

Sie war fleißig, aber nicht auf diese kalte Art, die andere klein macht, sondern auf eine beinahe altmodische Weise, die aus Wiederholung, Anstand und Pflichtgefühl bestand; sie bügelte ihre Blusen schon sonntagabends, stellte ihre Schuhe ordentlich nebeneinander, legte ihre Unterlagen in klare Mappen, schrieb sich sogar kleine Merksätze auf Karteikarten, wenn sie für interne Schulungen lernte, und manchmal saß sie spät am Küchentisch ihrer Eltern, während draußen die Marzipangasse längst dunkel war, und flüsterte Fachbegriffe vor sich hin, als würde sie nicht nur für eine Prüfung lernen, sondern für ein anderes Leben.

Ich hörte damals oft, wie sie leise rechnete, wie sie Zahlen wiederholte, wie sie Seiten umblättert, wie ihre Mutter irgendwann aus dem Schlafzimmer rief, sie solle schlafen gehen, und wie Alina immer dasselbe antwortete, nur noch zehn Minuten, obwohl aus zehn Minuten meistens eine Stunde wurde.

Sie hatte diese Art von Ehrgeiz, die nicht laut „Ich will mehr“ sagt, sondern morgens pünktlich aufsteht, auch wenn der Körper müde ist, die sich bedankt, auch wenn sie ungerecht behandelt wurde, die lächelt, obwohl sie innerlich längst etwas schluckt, und vielleicht war genau

das einer der Gründe, warum so viele Menschen sie mochten, weil sie nie so wirkte, als müsse sie jemandem etwas wegnehmen, um selbst weiterzukommen.

In der Bank wurde sie über die Jahre zu einer festen Größe, und obwohl ich nicht in dieser Filiale stand, brachte Alina genug von dort mit nach Hause, dass ich sie mir vorstellen konnte: den Geruch von Papier, Druckertinte und Kaffee an ihrer Kleidung, das leise Klimpern ihres Namensschildes, wenn sie ihre Tasche auf den Stuhl stellte, die Müdigkeit in ihren Schultern nach langen Beratungstagen, die höfliche Stimme, die sie manchmal noch am Telefon benutzte, obwohl sie längst zu Hause war und eigentlich niemandem mehr beweisen musste, dass sie freundlich sein konnte.

Ihre Kollegen riefen sie oft an, auch nach Feierabend, erst wegen kleiner Fragen, später wegen Entscheidungen, und Alina gehörte zu den Menschen, die nicht einfach nicht drangingen, wenn jemand Hilfe brauchte; sie seufzte manchmal, sah kurz an die Decke, als wisse sie genau, dass sie jetzt wieder ihre freie Zeit verlor, und nahm dann doch ab, mit dieser ruhigen Stimme, in der nie sofort Ärger lag.

Mit den Jahren wurde aus der Auszubildenden eine Frau, der man Verantwortung gab, weil sie nicht weglief, wenn es schwierig wurde, und ich sah, wie sich auch ihr Körper veränderte, nicht groß, nicht dramatisch, aber auf diese feine Weise, wie Menschen sich verändern, wenn sie in ihr eigenes Leben hineinwachsen; ihre Haltung wurde gerader, ihre Kleidung klarer, ihre Bewegungen sicherer, ihr Blick ruhiger, und irgendwann trug sie nicht mehr die etwas zu

große Bluse eines jungen Mädchens, sondern Blazer, die saßen, als seien sie für sie gemacht.

Alina hatte dunkelblondes bis hellbraunes Haar, meist glatt oder weich fallend, manchmal zu einem lockeren Knoten gebunden, wenn sie müde war, und Augen in diesem warmen Grünbraun, das nicht sofort auffiel, aber hängen blieb, wenn sie jemanden wirklich ansah, weil in diesen Augen etwas Wachsamens lag, etwas Freundliches, aber auch etwas Prüfendes, als hätte sie früh gelernt, Situationen einzuschätzen, bevor sie sich ihnen ganz öffnete.

Sie war gepflegt, ohne laut zu sein, schlank, aber nicht zerbrechlich, mit schmalen Händen, die oft viel kontrollierter wirkten als ihr Inneres, mit dezentem Schmuck, sauberer Kleidung, einem Duft, der nie den Raum übernahm, sondern nur blieb, wenn sie an einem vorbeigegangen war, und mit dieser seltenen Ausstrahlung von Frauen, die nicht schön sein wollen, um gesehen zu werden, sondern schön wirken, weil sie sich selbst ernst nehmen.

Ihr Auto kam erst später.

Ich erinnere mich noch an den Tag, an dem sie zum ersten Mal damit vorfuhr, nicht protzig, nicht so, als wolle sie die ganze Straße beeindrucken, sondern mit diesem fast verlegenen Stolz, als sie unten ausstieg und kurz über den Lack strich, nur ganz kurz, kaum sichtbar, bevor sie ihre Tasche nahm und die Haustür aufschloss.

Am Abend kam ihr Vater herunter, ging einmal um das Auto herum, nickte zweimal und sagte nichts Großes, weil Väter manchmal glauben, Stolz müsse knapp klingen, aber ich hörte trotzdem, wie er später oben zu ihrer Mutter sagte, unser Mädchen hat das allein geschafft.

Alina hörte diesen Satz nicht.

Ich schon.

Und vielleicht ist es gut, dass wenigstens Häuser solche Sätze behalten.

Sie wohnte irgendwann allein in einer meiner Wohnungen, nicht überladen, nicht kalt, sondern hell, ordentlich und weiblich, mit frischen Blumen, sauberen Oberflächen, guten Gläsern im Schrank, einer weichen Decke auf dem Sofa, Kerzen, die sie oft anzündete, obwohl niemand zu Besuch war, und diesem kleinen Napf unten am Hintereingang, den sie nie offiziell erwähnte, aber regelmäßig füllte, auch dann noch, als sie längst Filialleiterin war und andere vielleicht gedacht hätten, solche Dinge passten nicht mehr zu einer Frau mit gutem Einkommen und sauberem Mantel.

Doch genau das war Alina.

Sie konnte am Vormittag über Finanzierungspläne sprechen, mit klarer Stimme, geradem Rücken und diesem professionellen Blick, der Menschen sofort das Gefühl gab, bei ihr sei alles geordnet, und am Abend stand sie unten in der Einfahrt, beugte sich zu einer zerzausten grauen Katze

hinunter und sagte leise, na komm, du kleiner Räuber, als wäre sie für einen Moment wieder das Mädchen mit der zu großen Bluse und dem ersten eigenen Gehalt.

Die Menschen in der Marzipangasse kannten sie.

Man grüßte sie anders als andere.

Nicht unterwürfig, aber mit Respekt.

Die ältere Frau aus dem Erdgeschoss bat sie manchmal, einen Brief zu erklären, weil sie Amtsdeutsch nicht verstand, und Alina nahm sich Zeit, auch wenn sie gerade erst nach Hause gekommen war; der kleine Junge aus dem zweiten Stock fragte sie einmal, ob Bankdirektorinnen reich seien, und Alina lachte so sehr, dass sie fast ihre Schlüssel fallen ließ; der Kioskbesitzer nannte sie immer „Chefin“, obwohl sie ihm jedes Mal sagte, er solle das lassen, und selbst die Katzen warteten auf sie mit einer Selbstverständlichkeit, die ich bei Menschen selten gesehen habe.

Sie war keine Heilige, natürlich nicht.

Menschen, die nur gut sind, gibt es höchstens in schlechten Geschichten.

Alina konnte streng werden, wenn jemand sie ausnutzte, sie konnte innerlich beleidigt sein, wenn sie sich ungerecht behandelt fühlte, sie mochte es nicht, wenn Menschen unpünktlich waren, und wenn sie sehr erschöpft war, stellte sie ihre Einkaufstaschen manchmal etwas lauter ab, als

nötig gewesen wäre, nur um danach sofort wieder so zu tun, als sei gar nichts gewesen.

Aber selbst darin lag etwas Menschliches.

Nichts an ihr wirkte beliebig.

Sie war eine Frau, die sich aufgebaut hatte, Stück für Stück, mit kleinen Beträgen, langen Tagen, ordentlichen Schuhen, stillen Opfern, falschen Lächeln an schwierigen Arbeitstagen, Katzenfutter am Monatsende und diesem tiefen Wunsch, nicht abhängig zu sein von der Laune anderer Menschen.

Und vielleicht war genau deshalb später alles so grausam.

Denn wenn eine Frau wie Alina liebt, eine Frau, die sich ihren Platz im Leben hart erarbeitet hat, die gelernt hat, sich auf Zahlen, Verträge, Fakten und klare Abläufe zu verlassen, dann glauben andere plötzlich, sie dürften diese Liebe prüfen wie einen Kontoauszug.

Sie sehen ihr Auto, ihre Wohnung, ihre Position, ihren guten Ruf, ihre sauberen Blusen und ihre ruhige Art, und weil alles an ihr nach Vernunft aussieht, verzeihen sie ihr kein Herz.

Sie vergessen, dass auch Frauen wie Alina sich nach jemandem sehnen dürfen, der sie nicht wegen ihres Lebenslaufs ansieht, nicht wegen ihres Gehalts, nicht wegen ihrer Ordnung, nicht wegen ihres guten Namens in der Stadt, sondern einfach, weil sie lacht, wenn eine Katze

zu gierig frisst, weil sie nach langen Tagen ihre Schuhe im Flur abstellt und kurz die Augen schließt, weil sie manchmal immer noch zu viel Verantwortung auf ihre schmalen Schultern legt und weil auch eine Frau, die alles im Griff zu haben scheint, irgendwann jemanden braucht, bei dem sie nicht mehr beweisen muss, dass sie stark ist.

Ich erinnere mich noch gut an den Nachmittag, an dem Alina das erste Mal länger über ihn sprach, nicht nur beiläufig, nicht dieses kurze Erwähnen eines Namens zwischen zwei Gesprächen oder dieses vorsichtige Lächeln, das Menschen manchmal tragen, wenn jemand Neues langsam beginnt, sich einen Platz in ihrem Leben zu suchen, sondern wirklich sprach, mit dieser seltenen Wärme in der Stimme, die selbst in meiner alten Marzipangasse noch auffiel, weil Alina eigentlich nicht zu den Menschen gehörte, die viel von sich erzählten.

Es war ein Sonntag, später Nachmittag vielleicht, draußen hing noch dieser schwere Geruch von Sommerregen zwischen den Häusern, und ihre beste Freundin Jana saß bei ihr am Küchentisch, beide mit Kaffee, ein halb angeschnittener Käsekuchen stand zwischen ihnen, und Alina trug zum ersten Mal seit längerer Zeit keine strenge Bluse, sondern einen weichen beigen Pullover, die Haare locker hochgesteckt, fast so, als hätte sie vergessen, sich vollständig unter Kontrolle zu halten.

Und genau das fiel selbst mir auf.

Jana hatte irgendwann gefragt: „Und... wie ist der jetzt eigentlich wirklich?“

Nicht misstrauisch damals. Noch nicht. Eher neugierig.

Und Alina hatte zuerst gelächelt. Dieses ruhige, vorsichtige Lächeln von Menschen, die etwas Schönes fast ungern zu früh kaputtreden wollen.

Dann hatte sie begonnen, von Amir zu erzählen.

Er stamme ursprünglich aus Marokko, sagte sie, genauer aus Tanger, und sei vor einigen Jahren nach Deutschland gekommen, erst mit seinem älteren Bruder zusammen, später allein geblieben, weil der Bruder irgendwann weitergezogen sei, und Amir habe damals in seiner Heimat bereits eine Ausbildung als Elektriker gemacht, allerdings seien viele Abschlüsse hier nicht vollständig anerkannt worden, weshalb er noch einmal Kurse machen und sich langsam hocharbeiten musste.

Alina erzählte das alles nicht wie jemand, der beeindrucken wollte. Eher wie jemand, der erklären wollte, warum ein Mensch geworden war, wie er eben geworden war.

Sie sagte, Amir habe irgendwann angefangen, sich mit kleinen Aufträgen selbstständig zu machen, zuerst nur Wohnungen renovieren, Steckdosen austauschen, Leitungen prüfen, später größere Arbeiten, kleine Baustellen, Reparaturen für Hausverwaltungen und Restaurants, nichts Glamouröses, nichts, womit Menschen auf Familienfeiern angeben, aber ehrliche Arbeit, harte

Arbeit, oft mit kaputten Händen, staubiger Kleidung und Tagen, an denen er erst nach Sonnenuntergang nach Hause kam.

Sein kleiner Betrieb sei fast ein Jahr lang überraschend gut gelaufen, hatte Alina erzählt, bis zwei größere Auftraggeber plötzlich nicht bezahlt hätten und gleichzeitig ein Transporter kaputtgegangen sei, und weil Selbstständigkeit manchmal schneller ins Wanken gerät, als Menschen von außen glauben, habe Amir irgendwann einen Kredit gebraucht, um nicht alles zu verlieren, wofür er gearbeitet hatte.

Und genau deshalb war er damals in ihrer Filiale gewesen.

Alina hatte gelacht, als sie davon erzählte, allerdings leiser, wärmer als sonst.

Sie sagte, die meisten Männer würden bei solchen Gesprächen entweder geschniegelt auftauchen und wichtig wirken wollen oder nervös versuchen, erfolgreicher zu klingen, als sie eigentlich seien, aber Amir sei einfach hereingekommen, höflich, müde und ehrlich, mit einer dunklen Jacke, leicht staubigen Schuhen und Händen, an denen man sofort sah, dass sie arbeiteten.

Er habe kaum diese typische Geschäftssprache benutzt, die sie sonst jeden Tag hörte. Keine großen Worte. Keine künstliche Selbstsicherheit. Keine Show.

Er habe einfach gesagt: „Ich brauche Hilfe, damit ich nicht alles verliere.“

Und irgendwie, hatte Alina gesagt, hätten gerade diese einfachen Worte etwas in ihr ausgelöst, weil sie jeden Tag Menschen gegenüber saß, die versuchten, größer, erfolgreicher oder beeindruckender zu wirken, während Amir wirkte, als hätte er nie gelernt, sich hinter Fassaden zu verstecken.

Jana hatte damals gefragt: „Und wie sieht er aus?“

Und Alina hatte kurz geschwiegen, als würde sie innerlich überlegen, wie man einen Menschen beschreibt, ohne dabei zu verraten, dass man ihn bereits viel zu aufmerksam angesehen hat.

Dann sagte sie, Amir sei groß, bestimmt fast einsneunzig, mit dunklen lockigen Haaren, die meistens aussahen, als hätte er vergessen, sie richtig zu richten, einem kurzen Bart, warmen braunen Augen und dieser seltenen Mischung aus Müdigkeit und Ruhe im Gesicht, die manche Menschen bekommen, wenn sie früh gelernt haben, Probleme still zu tragen.

Nicht geschniegelt schön. Nicht geschniegelt reich. Nicht geschniegelt geschniegelt überhaupt.

Aber warm.

Das war das Wort, das sie benutzt hatte.

Warm.

Und selbst Jana hatte damals gelächelt, weil man hören konnte, dass Alina diesen Mann nicht wegen Status, Geld

oder Perfektion ansah, sondern wegen etwas, das viele Menschen kaum noch erkennen, wenn sie zu lange in ordentlichen Leben unterwegs waren: Ruhe. Echtheit. Menschlichkeit.

Alina hatte erzählt, dass Amir bei ihrem ersten Kaffee kaum über sich gesprochen habe, sondern lieber gefragt habe, wie sie eigentlich jeden Tag mit so vielen Menschen gleichzeitig ruhig bleiben könne, und dass er Kellnern immer Trinkgeld gebe, selbst wenn er selbst kaum Geld dabei hatte, dass er streunende Katzen füttere, weil er es nicht ertragen könne, hungrige Tiere zu sehen, und dass er jedes Mal automatisch aufstehe, wenn ältere Menschen einen Raum betreten.

Kleine Dinge. Fast lächerlich kleine Dinge.

Aber Häuser wie ich wissen, dass Menschen sich selten wegen großer Dinge verlieben.

Meistens beginnt alles mit den kleinen.

Jana gehörte schon lange zu den Menschen, deren Schritte ich sofort erkannte, noch bevor sie überhaupt meine Treppen hochkam, weil manche Menschen eine bestimmte Art haben, ein Haus zu betreten, als würden sie nie ganz fremd darin sein, und Jana kam fast immer mit diesem schnellen, leicht federnden Gang herein, die Handtasche halb über die Schulter gerutscht, das Handy zwischen Ohr und Wange eingeklemmt oder mit irgendeiner Kuchenschachtel im Arm, die nach Vanille, Zimt oder frischer Sahne roch, weil sie selten auftauchte, ohne etwas

mitzubringen, und ich glaube, sie hielt sich selbst für jemanden, der Wärme mitbrachte, wenn er einen Raum betrat.

Sie arbeitete, soweit ich aus ihren vielen Gesprächen verstand, bei einer Krankenversicherung, irgendwo in der Leistungsabteilung oder Kundenbetreuung, jedenfalls in einem dieser Berufe, in denen Menschen den ganzen Tag freundlich bleiben müssen, auch wenn sie innerlich längst erschöpft sind, und Jana sprach oft davon, wie anstrengend andere Menschen seien, allerdings nicht bitter, sondern auf diese leicht ironische Weise, mit der Frauen manchmal versuchen, ihren Stress kleiner wirken zu lassen, damit niemand merkt, wie müde sie eigentlich sind.

Sie war verheiratet, ihr Mann hieß Tobias, ein ruhiger, breitschultriger Mann mit kurzen Haaren und diesem immer leicht geröteten Gesicht von Menschen, die viel draußen arbeiten oder ständig zu wenig schlafen, und obwohl Tobias selbst nicht oft bei Alina war, erkannte ich ihn an seinem schweren Schritt, an dem Geruch von kalter Luft und Motoröl, den seine Jacke manchmal mitbrachte, und an seiner Angewohnheit, sich unten vor der Haustür immer noch einmal auf die Oberschenkel zu klopfen, bevor er hineinging, als müsste er sich kurz sammeln, bevor wieder Familie auf ihn wartete.

Die beiden hatten eine kleine Tochter, Mila, vielleicht fünf oder sechs Jahre alt, ein schmales Kind mit großen braunen Augen und diesen unruhigen Locken, die nie ganz so lagen, wie Jana es morgens wahrscheinlich versucht hatte, und Mila liebte Alina auf diese direkte, ungefilterte Art, wie Kinder manchmal einzelne Erwachsene auswählen, weil sie spüren, dass dort etwas Ruhiges wohnt, etwas Sicheres,

und sobald sie die Wohnung betrat, zog sie fast immer sofort ihre kleinen Schuhe aus, rannte in die Küche und fragte mit dieser lauten Kinderstimme, ob Alina wieder Erdbeeren habe oder ob sie diesmal die Katze unten füttern dürfe.

Alina ließ sie meistens.

Und Jana lächelte dann oft müde, während sie ihre Jacke auszog und sagte, Mila würde Alina wahrscheinlich mehr lieben als die eigene Patentante, obwohl in diesem Satz nie Eifersucht lag, sondern eher Erleichterung darüber, dass ihre Tochter jemanden so mochte.

Jana selbst war hübsch, allerdings auf eine weichere, alltäglichere Weise als Alina, mit blond gesträhten Haaren, die sie meistens zu einem lockeren Pferdeschwanz band, weil sie ständig sagte, sie habe morgens keine Zeit, sich „wie diese Instagramfrauen“ fertigzumachen, obwohl sie sich trotzdem jedes Mal vor dem Spiegel im Hausflur noch kurz die Lippen nachzog oder ihre Wimpern kontrollierte, bevor sie klingelte.

Sie trug oft helle Strickpullover, große Schals im Winter, Sneaker statt Absätze und diese etwas zu großen Handtaschen, in denen immer alles gleichzeitig zu liegen schien, Taschentücher, Kinderpflaster, Kassenbons, Lippenpflege, halb geschmolzene Bonbons und Schlüssel, die sie erst nach minutenlangem Wühlen fand, während Alina ihre Schlüssel immer sofort griffbereit hatte.

Und trotzdem passten die beiden zusammen.

Vielleicht gerade deshalb.

Wenn Jana kam, wurde Alinas Wohnung oft wärmer, lebendiger, lauter, weil Jana redete, während Alina eher zuhörte, weil Jana beim Erzählen ständig mit den Händen gestikulierte und ihre Stimme manchmal so durch die Küche sprang, dass sogar meine alten Heizungsrohre mithörten, und weil sie immer etwas Süßes mitbrachte, als wäre kein Nachmittag vollständig ohne Zucker.

Mal war es Zitronenkuchen vom Bäcker unten an der Ecke, mal kleine Puddingteilchen, mal eine viel zu teure Torte, über die sie sich anschließend selbst aufregte, weil sie eigentlich sparen wollte, und manchmal brachte sie auch einfach nur diese kleinen Zimtschnecken aus dem Supermarkt mit, die sie dann mit einem fast entschuldigenden Lächeln auf den Tisch stellte und sagte, sie habe heute keine Zeit gehabt, „etwas Richtiges“ zu holen.

Alina antwortete jedes Mal, dass das doch Quatsch sei.

Und dann machten sie Kaffee.

Alina trank ihren Kaffee meistens mit etwas Milch, nie zu stark, ordentlich in diesen hellen Tassen mit den dünnen goldenen Linien am Rand, die sie nur für Besuch benutzte, während Jana ihren Kaffee schwarz trank, viel zu heiß und oft zu schnell, als hätte sie vergessen, dass man Dinge auch langsam genießen darf.

Es waren schöne Nachmittage.

Aber manches in ihm hatte sich seit Mariannes Tod nie wieder wirklich bewegt.

Denn Menschen glauben oft, Trauer sei etwas, das irgendwann endet.

Als gäbe es einen Punkt, an dem ein Mensch wieder vollständig zurückkehrt.

Aber ich habe etwas anderes gesehen.

Ich habe gesehen, wie manche Menschen nach einem Verlust weiteratmen, weitergehen und weiterfunktionieren, während ein Teil von ihnen langsam immer leiser wird, bis irgendwann kaum noch jemand bemerkt, dass sie innerlich längst nicht mehr dort leben, wo ihr Körper noch sitzt.

Und manchmal fragte selbst ich mich nachts, während nur noch das Flackern des Fernsehers durch Heinrichs Wohnung wanderte, wann ein Mensch eigentlich wirklich aufhört zu leben.

Ob erst dann, wenn sein Herz stehen bleibt.

Oder vielleicht schon viel früher, in dem Moment, in dem der wichtigste Mensch seines Lebens plötzlich fehlt und nichts auf dieser Welt die entstandene Stille jemals wieder vollständig füllen kann.

Denn die Menschen im Haus glaubten oft, Heinrich hätte den Tod seiner Frau überlebt.

Aber ich wusste, dass ein Teil von ihm damals mit Marianne gegangen war.

Und was seitdem jeden Abend in diesem Sessel saß, war manchmal weniger ein alter Mann als vielmehr die stille Erinnerung an ein gemeinsames Leben, das aufgehört hatte, ohne wirklich verschwunden zu sein.

Manchmal bleiben Wohnungen nach einem Auszug monatelang leer.

Die Menschen glauben dann immer, dort wäre nichts mehr.

Aber genau das stimmt nicht.

Denn selbst Jahre später hängen manche Leben noch zwischen meinen Wänden.

Im dritten Stock riecht es an regnerischen Tagen manchmal noch ganz leicht nach Mariannes Vanilletee, obwohl Heinrich inzwischen längst vergessen hat, wann er die letzte Kerze angezündet hat.

Vor Alinas Tür sitzt manchmal noch dieselbe rot-weiße Katze, die jeden Abend auf sie gewartet hat, lange bevor sie begann, an ihrer eigenen Liebe zu zweifeln.

Und wenn Laura nachts durch die Küche läuft, barfuß über kalte Fliesen, während Verpackungen in ihren Händen zittern, dann hört sie manchmal nicht, dass gleichzeitig zwei Stockwerke tiefer Katharina wach am Fenster sitzt

und heimlich Wohnungen im Internet ansieht, die sie sich niemals leisten würde.

Menschen glauben immer, ihre Einsamkeit wäre einzigartig.

Dabei liegen zwischen zwei verzweifelten Leben manchmal nur wenige Meter Wand.

Und vielleicht war genau das das Erste, was ich über Menschen gelernt habe:

Dass fast jeder glaubt, mit seinem Schmerz allein zu sein.

Obwohl direkt hinter der nächsten Tür jemand sitzt, der innerlich genauso kämpft.

Während Alex nachts irgendeiner fremden Frau erzählt, sie sei „anders als die anderen“, schläft Daniel wieder auf derselben Seite seines Bettes ein wie seit zwanzig Jahren, weil seine Mutter schon im Flur gefragt hat, wann er morgen zurückkommt.

Und Heinrich?

Heinrich sitzt oft noch immer in seinem Sessel und spricht mit Marianne, als wäre sie nur kurz im Nebenzimmer.

Vielleicht ist genau das der Grund, warum ich nie wirklich still werde.

Weil Menschen gehen.

Aber das, was sie fühlen, bleibt.

In meinen Fluren.

In meinen Rohren.

In meinen Türen.

In dem Licht unter Wohnungseingängen.

In den Flecken an Wänden.

In dem einen Kratzer im Treppengeländer.

Und manchmal beginnt Jahre später genau dort wieder
eine neue Geschichte.

Vielleicht zieht morgen schon jemand Neues in eine dieser
Wohnungen ein.

Jemand, der noch verliebt ist.

Noch Hoffnung hat.

Noch glaubt, Kontrolle über sein eigenes Leben zu
besitzen.

So wie sie alle am Anfang.

Und vielleicht werdet ihr irgendwann wieder durch meine
Flure laufen.

Vielleicht werdet ihr neue Namen kennenlernen.

Neue Stimmen hören.

Neue Geheimnisse entdecken.